

Mario Noichl

**Die Orgeln des
Wahnsinns**

Roman

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

März 2008

© 2008 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-298-7

1.

Ein rettendes Klingeln an der Tür riß ihn plötzlich aus seinen Gedanken wie aus einem Strudel heraus. Tief hatte er sich in den Text hineingedacht und war nun schweißgebadet, als wäre er gerade eben aus einem Alptraum erwacht. Er klappte das Buch zu, behielt es aber noch in seinen Händen, sah es jetzt geschlossen an und zitterte dabei. Das Klingeln an der Tür hatte ihn so abrupt aus seinen Gedanken gerissen, daß er sich jetzt irgendwie nackt vorkam. Schließlich legte er das Buch auf den Tisch und erhob sich aus dem Sofa. Hierbei merkte er erst, wie stark verkrampft er dort gelegen haben mußte, eingerollt wie ein Igel, der seine schützenden Stacheln um sich herum aufgestellt hatte. Er streckte sich, und seine Knochen krachten. Auch seine Muskeln schmerzten ihn, besonders im Genick verspürte er ein starkes Ziehen, als ob er sich durch große Anstrengung verrissen hätte. Er ging zur Tür, machte aber erst einmal das Licht an, bevor er sie öffnete, weil er im Dunkeln nur mit Hilfe einer kleinen Lampe, welche mehr eine Zierde als ein Gebrauchsgegenstand war, ganz im Geheimen gelesen hatte. Er öffnete die Tür einen Spalt weit und schaute nach draußen.

»Willst du mich nicht hereinlassen?« lächelte ihm seine Freundin Susanne durch den Spalt hindurch wie aus einer anderen Welt entgegen.

Er öffnete die Tür vollständig, um jene Welt hereinzulassen.

Susanne trat ein und nahm erst einmal seinen Kopf zwischen ihre Hände. Sogleich hatte sie bemerkt, daß es ihm nicht gutging und strich ihm mit ihren Händen den Schweiß von seiner Stirn. Dann zog sie seinen Kopf etwas zu sich nach unten und küßte ihn seitlich auf den Mundwinkel. Obwohl sie bemerkt hatte, daß etwas nicht in Ordnung war, fragte sie nicht sogleich

danach. Sie wußte, daß er das nicht mochte und sich nicht gerne erklärte. Des öfteren war er sehr bedrückt. Von außen her gesehen aus unerfindlichen Gründen. Oft plagten ihn Dinge, die er selber für verrückt oder sogar gefährlich hielt, zumindest aber für unerklärlich, so daß er nicht einmal versuchte, sie mit anderen zu teilen, nicht einmal mit Susanne, dem einzigen Menschen, den er je wirklich liebte und vertraute. Wenn sie ihn dann in den seltensten Fällen doch einmal dazu erweichen konnte, sich ihr anzuvertrauen, da sie dachte, eine Aussprache würde ihm Erleichterung verschaffen, kamen Dinge zum Vorschein, die sie nicht nachvollziehen konnte. Meist ging es dabei um Probleme, die, wie sie dachte, nicht zu ändern waren und auch nicht das geringste mit ihm selbst zu tun haben schienen. Nie ging es dabei um Fragen wie: ob es ihm etwa schlecht gehe, er sein Leben ändern wolle oder er sich eine bessere Stellung in der Arbeit oder der Gesellschaft wünsche. Kein einziges Mal sprach er über Geld mit ihr, obwohl er mit ihr lebte und daher unweigerlich auch Rechnungen zu bezahlen hatte. All diese Dinge berührten nicht sein Denken, weder seinen Verstand noch sein Herz. Die Dinge, welche in ihm herrschten, waren gänzlich anderer Natur, und wenn es dann doch einmal aus ihm herausbrach, redete er sich so sehr in Rage, daß es beängstigend wirkte. Ein Damm brach dabei in ihm auf, dessen angestautes Wasser sich in unaufhaltsamen Gewalten entleeren mußte.

Er vergaß dabei sogar die Anwesenheit von Susanne und lief mit weit aufgerissenen Augen wie ein Geetzter im Zimmer umher, so daß sie sich regelrecht vor ihm fürchtete, denn seine Züge steigerten sich bis hin zum Ausdruck von Wahnsinn. Irgendwann dann schien er sich plötzlich ihrer zu erinnern. Er sah sie an und hielt schlagartig inne. Er merkte ihre Angst, die ihn sofort wieder zu sich kommen ließ. Meist ging er dann auf sie zu und umarmte sie, als wollte er so seine Rede ungeschehen machen. Oft weinte sie dabei und konnte sich nicht denken, wie ein so liebevoller Mensch wie er derartiges sagen könne. Er streichelte ihr dann meist durchs Haar und über ihren Hals, um sie zu beruhigen, verließ daraufhin aber abrupt das Zimmer und mußte allein sein, selbst noch Tage darauf.

»Hast du gelesen?« fragte sie ihn.

Er nickte.

Wie nebenbei nahm sie das Buch vom Tisch und sah es an. *Die Orgeln des Wahnsinns*, das war kein guter Titel! Sie klappte es auf und begann zu lesen. Den stummen Schrei in seinem Blick sah sie nicht.

Als ich mich einst zu Bette legte und am nächsten Tage erwachte, war es Mai geworden.

Da packte mich das Drängen, an einem so schönen Tag, wie dieser einer zu werden versprach, an die bayrische See zu fahren, um mich des Werdenden zu freuen. Dort angekommen setzte ich mich auf einen großen Stein, ganz nahe an des Wassers Ufer, und wartete auf das aufgehende Licht des Sterns, genannt die Sonne. Als nun dies Licht mehr und mehr des Wassers Oberfläche flutete, da war mir, als spiegle sich nicht nur mein Gesicht im nahen Wasser, und als ich genauer hinsah, da war ein zweites hinter und über meinem eignen, das ich nicht sogleich erkannte. Ich dachte schon, mein Geist wär noch getäuscht von letzter Nacht, es war ja schließlich frühster Morgen, als plötzlich eine Stimme sich erhob:

»Du kennst mich nicht! Wohl kenn ich dich!«

Nicht schlecht bin ich da erschrocken. Als ich dann die Stimme fragte, wer sie sei, sprach sie, die unbekannte:

»Als Weiser steh ich hinter dir, doch ist dein Selbst meist weit getrennt von mir. Obwohl ein Teil von dir, kann ich dir nur erscheinen, wenn still das Wasser, tanz ich rüber zu den Meinen; nicht kann ich über Wellen wandern.«

Da diese Rede meine Neugierde weckte, trotzdem ich sie nicht ganz verstand, wagte ich es, zu fragen, weshalb sie gekommen sei.

»Um eine Weisheit dir zu offenbaren, die deine eigne ist. Nun komm und folge mir zu deinen Orten!« so wurde mir geantwortet.

Nun, gern wollt ich ihr folgen, sprach sie doch in Rätseln, die mit ihren Federn meine Neugierde erkitzelten, obwohl ich mich fragte, wie sie mir etwas von mir selber zeigen könne.

Doch als ich schließlich mit ihr ging, konnte ich mich wahrlich oft nicht finden und erkennen, denn alt und groß ist die Lüge in unseren Köpfen und oft erbeutet sie die Wahrheit und wirft sie ihren vielen Jungen zum Fraße vor.

Kaum hatte ich ihr nun zu verstehen gegeben, daß ich ihr folgen werde, da wurde es von einem aufs andere sehr kalt, und tiefe Ruhe breitete sich über mich, gleich jenem Tau am frühesten Morgen, der noch kein Licht sah. Das helle, freundliche Treiben der Sonne wurde plötzlich bedrohlich schwarz, und es schien gar so, als ob sie hustete und dabei Rauch und Ruß ausspie. Da wußte ich, daß sie am Sterben war. Noch schlimmer aber fühlte ich, daß sie so langsam und in Qualen ging und nicht mit einem riesigen Knall, der alles mit sich nimmt, so wie es ihrer würdig gewesen wäre. Erschrocken schrie ich auf, wo ich denn sei, und jene Stimme wieder:

»Hier ist der Ort des Todes. Er soll dir deine Sehnsucht sein, weil er als einziger sie von dir nehmen kann. Deine Liebe soll ihm gelten. Er nämlich ist es, der als ein Vater die Last des Lebens tragen muß. Ja, höre: Das Leben ist das Kind des Todes. Als er einst auf die Liebe traf, da wurde sie trüchtig. Ja mehr noch! Es würde dich schaudern. Der Tod und die Liebe hausen engumschlungen in dunkelster Tiefe und tiefster Einsamkeit zusammen und gebären stets aufs neue in unsagbarer Qual – das Leben. Es ist die alte Geschichte von zweien, die sich treffen, um etwas zu schaffen, das mehr ist als sie selbst.«

Dies war mir etwas völlig Fremdes, und so fragte ich in meinem Entsetzen:

»Der Tod soll Vater des Lebens sein? Er, der es willkürlich uns davonstiehlt?«

Da lachte die Stimme höhnisch, dieses Menschengedankens wegen.

»Auch ihr treibt eure Kinder nach Hause, wenn es die Zeit dafür ist. Wohl ist er ein Dieb an euch, wie ihr an euren Kindern, doch ganz willkürlich stiehlt er nicht. Ein bißchen Augenmaß nimmt er dabei schon, doch wird er seine Fahrt nicht bremsen, nur weil der eine oder andre zuviel, oder ein falscher auf seinem Wege sich befindet, doch was rede ich schon wieder zu einem

Menschen? Eure Sprache macht mir große Mühe. Zu viele kann es gar nicht geben und auch die Falschen gibt es nicht.«

Ein Schauer überfiel mich bei diesen Worten, und ich brüllte in das Schwarz hinein:

»So kannst nur du, ein von Grund auf Böser sprechen!«

Erneut ertönte Spottgelächter.

»Du bist ein Mensch und sprichst von Dingen, die es gar nicht gibt. Das ist die rechte Menschenart. Wirst du gar den Wolf böse nennen, weil er tötet und eines andren Leben nimmt? Nicht ist das Leben ein Geschenk, gleich ob es denjenigen gehört, die es empfangen. Nur Träger sind sie und Getragene, und wenn Ihr eines Lebens Dieb böse nennt, so ist es nicht der Böse, der Schuld an der Schlechtheit eurer Welt hat, sondern der Dumme, der so spricht und denkt. Ja, der Dumme verstand die Welt nicht mehr, und da sie ihn am eigenen Leibe schmerzte, erfand er sich das Böse als einen Schuldigen, denn selber wollte er sich diese Schuld nicht geben, so ist die rechte Menschenart. Das war sein größter Fehler, seine Ursünde. Von da an konnte nichts wirklich Gutes mehr getan werden.«

»Und doch gibt es das Gute auf der Menschenwelt«, mußte ich schleunigst loswerden, gleichwohl ich selbst mir nicht mehr sicher war.

»Als Wort, ja. Viel zu oft. Was wirklich ist, wird nicht in Wort noch Schrift sich sagen lassen, und wo in Gut und Böse gedacht wird, ja generell, wo man in bloßen Wörtern denkt, da ist ein Krüppel der Gedanke, und wahrlich gibt es viele solcher Krüppel unter euch, und selten traf ich einen, der nicht auf Krücken seinen Geist bewegte. Die Welt, die wirklich ist, ist unaussprechbar.«

Doch ohne Wort, dachte ich bei mir.

»Ja, das Wort hat euch großgemacht, auch wenn es nicht am Anfang war, schon vorher wurde so einiges gedacht. Nicht war es ein Erbe oder eine Hinterlassenschaft. Hinterlassenschaften kann man finden wie etwa saubere Bäche oder alte Knochen. Etwas, das nicht hinterlassen wurde, kann man auch nicht finden, man muß es sich erfinden. Ja, einst erfand der Mensch das Wort, und er tut es immer noch. Des Menschen Wort ist ein Ab-

druck seiner selbst und nicht ein Abdruck dessen, was wirklich ist, ja, nicht einmal der seines wahren Selbst, sondern ein Abdruck samt all seiner Lügen und Falschheiten. Ja, einst erfand der Mensch das Wort, es macht das Lügen leichter. Es muß ein Lügner sein, welcher die Wahrheit in Worten findet.«

»Da bekomme ich Mitleid mit den Meinen. Sie sprechen doch so gerne ...«

»Und sagen nichts und lügen noch dabei. Ein jeder ist sich seiner eignen Lüge Schmied, doch Mitleid scheint mir fehl am Platze. Da leiden zwei für einen und der dadurch noch mehr. Im Leiden ist es besser, sich jemanden zu suchen, dem es noch viel schlechter geht, das könnte Erleichterung verschaffen, und habt Ihr nicht genau einen solchen gesucht und auch gefunden? Dem Leidenden durch Mitleid zusätzlich noch zu bestätigen, wie schlecht es ihm doch geht, das wird ihm freilich wenig helfen, denn nicht kann Einer für viele leiden, aber viele mit Einem. Ein Edler hilft oder er läßt es. Vorausgesetzt, er hat die Macht dieser beiden Möglichkeiten, und das gilt nicht nur für das Helfen.«

»Doch leidet man mit einem Opfer, dies ist doch menschlich ...«

»Und daher dumm«, wurde ich erneut von der Stimme unterbrochen, »denn ohne Opfer kein Leben. Opfer soll man nicht bemitleiden, Opfer soll man feiern. Doch ist nicht jeder, der sich für ein Opfer hält, wirklich auch ein solches. Er sah sich selbst als Opfer, darum betete er zu seinem Gott. Es ist ein Gott für Opfer. Hättet ihr einen Täterglauben, es gäbe weniger Opfer unter euch.«

Sie klappte das Buch zu, strich mit einem letzten verständnislosen Blick darüber und legte es zurück. Als sie sein trunkener Blick traf, bemerkte sie sogleich, daß er sich wieder verloren hatte.

Diese Ausbrüche waren ein Überbleibsel seiner Vergangenheit. Vor mehr als einem Jahrzehnt hatte er Philosophie studiert, und eben solcher Art waren seine Gedanken und Worte. Er steigerte sich damals derart in einen Furor der unerbitli-

chen Wahrheitssuche, daß es gefährlich für ihn wurde und er sein Studium abbrechen mußte. Sein Umfeld hielt ihn damals für verrückt, selbst langjährige Freunde mieden ihn immer mehr und sagten sich von ihm los, was ihn unaufhaltsam in die Vereinsamung trieb. Dies verschlimmerte seinen Zustand in nur kurzer Zeit beträchtlich, da er nur noch allein mit seinen Gedanken war und keinerlei Zerstreung mehr finden konnte. Oft sperrte er sich über längere Zeiträume in sein kleines Zimmer ein, einzig um zu sinnieren und zu schreiben. Zu seinen Vorlesungen in der Universität ging er zu dieser Zeit schon länger nicht mehr, und als er dann schließlich doch wieder einmal dort auftauchte, unterbrach er eine Vorlesung seines Philosophiedozenten dadurch, daß er inmitten der Vorlesung in den Saal eindrang, schnurstracks auf den Dozenten zusteuerte, ihm einen dicken Packen loser Blätter auf sein Pult knallte und den Raum sofort wieder verließ. Dies löste bei vielen der im Hörsaal anwesenden Studenten großes Gelächter aus, da es schon die Runde gemacht hatte, daß er nicht mehr ganz bei Sinnen sei und diejenigen, welchen dies noch nicht zu Ohren gekommen war, wurden nun von den Eingeweihten hierüber aufgeklärt. Die Sache änderte sich jedoch schnell, als nur knapp zwei Monate später ein hochangesehener Philosoph aus Berlin die Universität besuchte, um Kontakt mit dem Verfasser jenes Textes aufzunehmen. Der Dozent, dem der Blätterhaufen auf das Pult geknallt wurde, hatte nämlich großes Interesse an dessen Inhalt gefunden und eine Kopie zu einem Kollegen seines Fachs nach Berlin geschickt. Dort erregte das Geschriebene großes Aufsehen, worauf sich weitere Kopien in Windeseile in ganz Deutschland verbreiteten. Wie aus dem Nichts tauchten nur wenig später sogar Übersetzungen in andere Sprachen auf, und jene losen Blätter verbreiteten sich fast über den ganzen Erdball. Die Universität wurde von Anfragen über den Verfasser geradezu überschwemmt, und von allen Seiten bat man darum, ihn endlich offiziell vorzustellen, da noch niemand etwas von ihm wußte und gehört hatte. Das änderte freilich die Ansichten über ihn, und kurz darauf sah die Universität ihn schon als ihr Aushängeschild, nur war er nicht

mehr auffindbar, und niemand wußte, wo er zu finden war. An der Universität hatte er sich zuvor ja schon lange nicht mehr blicken lassen und war bereits so gut wie zwangsexmatrikuliert, weil er seine Pflichtkurse nicht belegt hatte. Zu seinen Freunden hatte er ebenfalls die Kontakte abgebrochen, und seine Wohnung war durchwegs verschlossen und abgedunkelt, so daß man annahm, er hätte sich aus dem Staub gemacht. Besuche höchsten Rangs mußten vertröstet und nach Hause geschickt werden, eine demütigende Lage für die Universität, die sich schon erhofft hatte, durch ihren Studenten zu Ruhm und Bekanntheit zu gelangen, und sich nun nicht selten bösen Schimpf anhören mußte. Selbst seine Eltern ließen plötzlich von sich hören und verlangten nach Aufklärung, als ob sein Wohlbefinden einzig Aufgabe der Universität sei. Sie wohnten weit weg im Norden Deutschlands und hatten schon seit Jahren keinen nennenswerten Kontakt mehr zu ihrem Sohn.

Man hatte sich nicht viel zu sagen, zu unterschiedlich waren das Denken und der Charakter. Seiner Mutter gegenüber empfand er sogar einen gewissen Hass, schon als Kind war dies so. Oftmals grübelte er darüber nach, warum er so empfand, denn wenn er auch nicht viel mit ihr gemeinsam hatte, so konnte er sich die starke Abneigung ihr gegenüber selbst nicht erklären. Seine Gedanken endeten dabei immer an einem Punkt: Sie hat mich geboren, einfach so, ohne daß ich es wollte.

Das Aufsehen, das um ihren Sohn gemacht wurde, entging ihnen selbst in der Ferne nicht, und die Universitätsleitung war nicht ganz unschuldig daran, denn sie hatte bei seinen Eltern in der Hoffnung angerufen, eine Auskunft von ihnen darüber zu bekommen, wo sich ihr Sohn aufhalte. Dann aber wurden sie für die Sekretärinnen, die sie täglich mehrfach auf hartnäckigste Weise abwimmeln mußten, zu einem Fluch. Durch den enormen Druck, der von allen Seiten auf sie ausgeübt wurde, ging die Universität schließlich so weit, daß sie einen Spitzel auf seine Wohnung ansetzte, der überwachen sollte, ob er noch zugegen war. Viel konnte dieser selbst nach einigen Tagen nicht berichten, nur, daß man hinter den zugezogenen Vorhängen selten mal einen Schatten sah.

Als nun seine Eltern letztendlich den weiten Weg in den Süden Deutschlands fanden, beschloß man mit ihrer Zustimmung, die Türe seiner Wohnung aufzubrechen. Hierzu holte man die Polizei und jene wiederum nahm sich die Feuerwehr zu Hilfe. So sammelte sich vor dem Haus, in dem er wohnte, ein derart großes Aufgebot an Einsatzkräften an, als ginge es darum, eine gefährliche Bande auszuheben. Hinzu kamen noch seine Eltern, einige Dozenten und zahlreiche Studenten, die von der Sache Wind bekommen hatten und sich diese Aktion nicht entgehen lassen wollten.

Ein solcher Menschaufmarsch erregte natürlich größte Aufmerksamkeit, weshalb sich in Kürze zusätzlich fast die gesamte Anwohnerschaft versammelt hatte. Schließlich übernahm die Feuerwehr das Kommando und forderte die Menschen über Lautsprecher auf, sie durchzulassen, was die Menge nur noch weiter stimulierte, da dies das Signal war, daß jetzt endlich etwas geschehen werde. Es kam sogar zu Pfiffen, Aufschreien und Anfeuerungsrufen unter den Versammelten, was dem Ganzen den Charakter eines Karnevalaufzugs mit als Feuerwehrmänner und Polizisten verkleideten Narren verlieh.

Die Feuerwehr machte sich also daran, ins Haus einzudringen, wie sie es auch bei Häusern macht, die unter Flammen stehen und noch Menschen daraus gerettet werden müssen, obgleich es doch nur darum ging, eine einzelne Tür aufzubrechen.

Vier Feuerwehrmänner und zwei Polizisten betraten das Haus, während die restliche Mannschaft damit beschäftigt war, die draußen stehenden Menschen daran zu hindern, ihnen ins Haus zu folgen. Viele wären nämlich allzu gern hinterhergekommen, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen.

Einzig seine Eltern durften noch mit hinein, weil sie eben seine Eltern waren und zusätzlich eine Rechtfertigung für Polizei und Feuerwehr, da der Einsatz nicht unumstritten war und rechtlich keineswegs einwandfrei. Immerhin handelte es sich um eine Privatwohnung. Die Miete wurde von seinem Konto abgezogen und war bezahlt. Man konnte ihm

nichts Verbotenes vorwerfen und vermutete auch nicht, daß er tot sei, da Tote keine Schatten hinter zugezogenen Vorhängen werfen. Da es bis jetzt noch nicht verboten ist, die eigene Wohnung für einen längeren Zeitraum nicht zu verlassen, fehlte also letztendlich jeder rechtliche Grund dafür, die Türe aufzubrechen. Trotzdem hatte man sich nun mal dazu entschlossen, nur wußte niemand der im Hause Anwesenden, um welche Wohnung es sich eigentlich handelte. Kurzerhand beschloß man, den Vermieter zu kontaktieren, den die Polizisten telefonisch über ihre Zentrale ausfindig machten. Der war bis dato über nichts informiert gewesen und staunte nicht schlecht, als er mit seinem Wagen zu seinem Mietshaus fuhr und es in einem Zustand der Belagerung vorfand. Von zwei Polizisten wurde er sogleich in sein eigenes Haus eskortiert und nach der richtigen Tür befragt.

Endlich konnte ein Feuerwehrmann sein Brecheisen ansetzen. Bevor es jedoch dazu kam, schaltete sich nochmals der Vermieter ein und wollte wissen, wer ihm eigentlich den bald schon entstandenen Schaden ersetzen werde. Die Polizisten beruhigten ihn, daß ihm der Schaden mit Sicherheit ersetzt würde, gaben aber nichts Konkretes an, wer genau für ihn aufkommen musste. Endlich stand dem Feuerwehrmann mit seinem Brecheisen in der Hand nichts mehr im Weg. Er setzte an, und es machte einen kleinen Knack, und schon war die spärliche Holztüre geöffnet. Langsam und knarrend ging sie nach hinten auf.

Schon der erste Blick in die Wohnung gab Anlaß zur Beunruhigung. Obwohl sie völlig abgedunkelt war, blieb das darin herrschende Durcheinander nicht verborgen. Auch drang sogleich ein strenger Geruch aus ihr heraus. Hier übernahmen nun die beiden Polizisten die Führung. Sie taten einen Schritt weit in die Wohnung hinein und suchten zuallererst den Lichtschalter, den sie gleich hinter der Türe vorfanden. Doch als sie ihn betätigten, blieb es dunkel. Wie sich später herausstellte, waren alle Glühbirnen aus den Lampen entfernt worden. Also knipsten die Polizisten ihre Taschenlampen an.

Ein Lichtkegel fiel auf eine große, an die Wand geschmierte Schrift.

Einst hatt' ich Liebe mir erdacht, in einer Nacht, die nichts als solches mich erschauen ließ.

So irr ich nun, selbst in des Tages hellen Stunden, in dunkelster, tiefster Mitternacht.

Die Lichter der Taschenlampen streiften darauf im ganzen Zimmer umher. Alle vier Wände waren komplett vollgeschrieben, das meiste davon in altgriechischer Schrift. Unzählige beschriebene Blätter lagen herum, der ganze Boden war damit bedeckt. Aus dem offenen Kühlschrank plitschte tropfenmäßig das Wasser auf die inzwischen entstandene Lache. Plötzlich erschrakten die Polizisten und wichen zurück. Die Lichter ihrer Taschenlampen begannen zu zittern. Ein solch verzittertes Licht fiel auf eine bleiche menschliche Gestalt. Sie war nackt und saß mit verschränkten Beinen inmitten herumliegender Blätter auf dem Boden. Die Gestalt war männlich. Ihre Arme waren in den Schoß gelegt. Sie war so abgemagert, daß ihre Rippen gut abzählbar aus ihrer Brust heraustraten. Hinter den dunklen Augenhöhlen lagen verschlossene Augen. Trotz des draußen herrschenden Rummels, der aufgebrochenen Tür und des jetzt auf sie gerichteten Lichts, schien die Person nichts von alledem mitbekommen zu haben. Hätte man sie liegend und nicht sitzend gefunden, man hätte sie wohl für einen Toten gehalten.

Schließlich bat man seine Eltern zur Identifikation herein. Mit weit aufgerissenen Augen trieb sie das Entsetzen stolpernd ins Zimmer. Der Gestank und das huschende Licht der beiden Taschenlampen verliehen dem Raum den Anschein eines Totenschreins. Zwei Schritt weit blieben sie von der Gestalt entfernt stehen. Beide Polizisten leuchteten auf sein Gesicht. Man war sich nicht ganz sicher. Die Mutter plusterte ihre Backen auf, und bei jedem Atemzug pfiß es ihr aus Mund und Nase, einem immer wiederkehrenden Wimmern ähnlich. Sie machte einen weiteren Schritt auf ihn zu und beugte sich

ein wenig hinunter. Mehrere Male sprach sie ihn dann mit seinem Namen an. Zuerst noch einigermaßen gefaßt. Je öfter sie seinen Namen jedoch wiederholte, desto flehentlich wurde ihr Ton, bis er sich ganz mit ihrem Wimmern vermischte.

Die Gestalt blieb indes immer noch gelos.

Einer der beiden Polizisten kam schließlich auf die Idee, einen Arzt zu holen, und schien nicht unglücklich damit, den Raum deshalb verlassen zu können. Währenddessen legte die Mutter plötzlich ihre Hand auf die nackte, knochige Schulter, der am Boden sitzenden Person. Gleich bei der geringsten Berührung öffneten sich die tief in den Höhlen liegenden Augen. In Todesangst wehrte sie sich mit ihren Armen ab und robbte in eine Ecke des Zimmers. Dort kauerte sie dann, die Hände schützend über ihrem Kopf, bis endlich der Arzt eintraf. Der verabreichte ihr sofort eine Beruhigungsspritze, und als diese sichtlich ihre Wirkung tat, brach plötzlich die Mutter, welche bis dahin wie versteinert verstummt war, in hysterisches Geschrei aus und begann wild um sich zu schlagen. Da ihr Mann sie nicht beruhigen konnte, zückte der Arzt sogleich eine weitere Spritze. Letztendlich wurden beide, von glotzenden Blicken umringt, auf einer Trage aus dem Haus geschafft.

Hierauf wies man ihn in eine Klinik ein und behielt ihn dort, selbst nach körperlicher Genesung, noch für geraume Zeit zur Beobachtung. Bald schon häuften sich dort die Besucher. Ehemalige Freunde suchten ihn ebenso auf wie Menschen, die er kaum kannte. Bevor sie zu ihm vorgelassen wurden, klärte sie ein Psychologe der Klinik auf und gab die Richtung vor, in die sie ihn beeinflussen sollten. Nach ausführlicher Analyse war er nämlich zu dem Schluß gekommen, daß sein Verhalten von einer übermäßig starken kognitiven Fixierung herrühre, was ihm letztendlich die Realität geraubt habe.

»Wer sucht, der geht leicht selbst verloren«, sagte der Arzt hierzu und gab der Hoffnung Ausdruck, daß seine Freunde ihn durch ihren Einfluß von diesem Wege abzubringen vermöchten. Täglich kamen viele solcher Freunde und selbst flüchtige Bekannte, welche er zum Teil nicht einmal mehr erkannte, um sich als seine Wegweiser und Retter aufzuspie-